

Margaret Goldsmith: Patience geht vorüber

Erster Teil

Erstes Kapitel

Damals war man eben noch sehr sentimental. Auch die jüngere Generation feierte alles: die Geburt eines strammen Jungen (zehn Pfund), Schulschluß, wenn man Oberregierungsrat wurde, nicht um sich sozusagen darüber lustig zu machen, sondern so richtig mit echtem Gemüt, beinah' wie vor dem Krieg, mit Tränen der Rührung, mit Händedruck und was dazu gehörte. Patience von Zimmern und Grete Linsenmeyer feierten ihr bestandenes Abiturrexamen. Sie feierten es zwar im stillen, das heißt, sie saßen allein in einer Konditorei in der Uhland-Straße, und sie hatten sich fest vorgenommen, nicht sentimental zu werden, aber gefeiert wurde doch. Es war nämlich zu Ostern 1918 eine Seltenheit, ja fast ein Ereignis, in eine Konditorei zu gehen, denn dazu hatte man gewöhnlich kein Geld. Aber heute war ja ein besonderer Tag. Die Sonntagskleider, die sie zur Feier angezogen hatten, stammten von den Vorkriegskleidern ihrer Mütter. Aber obgleich Gretes Mutter als Frau eines Gewerkschaftssekretärs und früheren Tischlers nie so elegante Kleider getragen hatte wie Victoria von Zimmern, die wohlhabende Frau eines Arztes, war Grete jetzt besser gekleidet. Sie nähte ihre Kleider selbst. Alles an ihr war gepflegt: ihr kurzgeschnittenes blondes Haar, ihre kleinen zierlichen Hände, die feingeschnittenen, regelmäßigen Züge ihres ovalen Gesichts. Patience war anders. Sie zog sich nie vor einem Spiegel an. Sie war lang und dünn wie ihre englische Mutter. Ihre Hände und Füße waren groß und etwas unbeholfen. Ihre Züge waren an sich schön, aber unordentlich gezeichnet, als hätte ihr Schöpfer es zwar gut gemeint, aber es sehr eilig mit ihr gehabt. Sie hatte unbändiges, langes schwarzes Haar und große dunkelblaue Augen, von denen das linke merklich größer war als das rechte. Der eine Winkel ihres Mundes war etwas nach unten gebogen. Die rechte Seite ihres Gesichtes sah überhaupt trauriger aus als die linke.

»So ein Quatsch!«, sagte Grete. Sie sprachen über die Rede des Gymnasialdirektors. »Na, Gott sei Dank sind wir das alles los. Ich bin nur froh, daß der Prüfungsaufsatz zum Schluß nichts mit Krieg und Patriotismus zu tun gehabt hat. Da wär' ich ja schön reingefallen.« Patience nickte. Sie dachte daran, wie Grete schon 1914 – als sie selber sich noch darin herumquälte, wer nun eigentlich recht hatte: ihr deutscher Vater oder ihre englische Mutter – gesagt hatte: »Du, mein Vater sagt, der ganze Krieg ist ein Schwindel. Alle miteinander haben sie unrecht.«

»Und weißt du, was mir über ist?« sagte Patience nach einer kleinen Pause, »dieses Gequatsche, wie die Rede vom Direx über unsere Generation. Es gibt doch immer Krieg und eine sogenannte Kriegsgeneration. Immer wollen die Älteren uns als Generation zusammenwürfeln. Findest du nicht auch?«

»Eigentlich kann es uns doch wurst sein, was die Älteren sagen. Die haben uns doch den Krieg eingebracht. Hauptsache für uns ist, dafür zu sorgen, daß Kriege abgeschafft werden«, erwiderte Grete.

Patience lächelte. Grete war doch ein großes Kind, so ernst und so voller Hoffnungen. Patience glaubte an nichts mehr, sie nannte sich Sozialistin und war es auch aus Überzeugung, aber sie glaubte nicht, daß der Sozialismus jemals Wirklichkeit werden würde. Als Kind hatten ihr die Vögel in dem Tierladen in der Nürnberger Straße leid getan. Sie kaufte mit ihrem Taschengeld ab und zu Zeisige oder Kanarienvögel, trug sie in einer Papiertüte zum Tiergarten und ließ sie dann frei wegfliegen. Später erkannte sie, daß die paar Vögel, denen sie die Freiheit schenken konnte, doch eigentlich den Tierladen nicht leerer machten. So war es auch mit den paar Leuten, denen vielleicht tatsächlich der Sozialismus etwas nützte. Sie glaubte im Grunde, daß nichts der Menschheit helfen würde; sie glaubte manchmal nicht einmal, daß dieser Krieg jemals aufhören würde. Die bedrückende Gegenwart versperrte ihr die Aussicht in die Zukunft. Grete glaubte an so vieles; an die Arbeiterbewegung, an den Sozialismus, an ihre eigene zukünftige Rolle in der Arbeiterbewegung, daran, daß sie irgendwie genug Geld verdienen würde, um an der Universität Volkswirtschaft zu studieren, daß das Leben mal bunter und lustiger werden würde.